

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 219 Bromberg, den 24. September 1933.

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

I.

Von halb zehn bis halb elf Uhr abends — das ist die stille Stunde in London. In der Halle eines bekannten Hotelrestaurants saßen nur noch ein paar späte Dinnergäste bei ihrer Tasse Kaffee. Die Hauskapelle hatte auch gerade Pause gemacht, und die Hotelleitung — im frommen Wahn, daß den Gästen die eingetretene Stille auf die Nerven fallen könnte — hatte sich beeilt, den Lautsprecher in Gang zu setzen.

Ein Opernpotpourri wurde auffallend rasch abgebrochen, und die Stimme des Ansagers durchdrang den Raum:

„Wir unterbrechen unser Konzert, um eine wichtige Meldung durchzugeben . . .“

Dann machte der Ansager eine kleine, kunstvolle Pause. Alle lauschten gespannt auf — denn alle hatten die gleiche Ahnung von dem, was jetzt kommen würde.

„Es handelt sich um die Verbrechen des Wisperers!“ gab der Ansager bekannt. (Alle hatten recht gehabt.) „Wir werden durch das Polizeipräsidium ersucht, folgendes bekannt zu geben . . .“, wieder eine kleine Pause und dann: „Das Publikum kann die Polizei weitgehend unterstützen, indem es die folgenden einfachen Instruktionen aufs strengste beachtet. Wenn Sie zufällig einen Mann oder eine Frau mit einem kleinen Köfferchen sehen, das durch einen Draht mit ein paar Kopfhörern verbunden ist, so schlagen Sie keinesfalls Lärm. Im Gegenteil, vermeiden Sie alles, um irgend jemanden auf Ihre Entdeckung aufmerksam zu machen. Folgen Sie vielmehr möglichst unauffällig der Person mit dem bewußten Köfferchen, bis Sie auf einen Polizisten in Uniform stoßen. Dann setzen Sie den Polizisten so schnell und so ruhig wie nur möglich in Kenntnis. Es ist äußerst wichtig, daß sich die Person mit dem Köfferchen auf keinen Fall in ihrer Bewegungsfreiheit durch einen Menschenauflauf behindert sieht . . .“ In einer Nische der Hotelhalle musterte ein junger Mann, Roland Blatch, das junge Mädchen an seiner Seite mit zärtlicher Besorgnis.

„Reg dich nicht weiter darüber auf . . .“ Sein Ton klang heiter, aber eine aufrichtige Fürsorge schwang hindurch. „Die Leute scheinen überhaupt nicht mehr an etwas anderes zu denken oder von was anderem zu reden.“

Das kam der Wahrheit ziemlich nahe, denn seit nahezu vier Monaten stand London unter dem Eindruck einer wahren „Schreckensherrschaft“ — wie es eine Zeitung bezeichnet hatte —, die von einem einzigen Mann mit Hilfe von ganz wenigen Komplicen ausgeübt wurde. Man hatte sich stets über Chicago und seine Räuberbanden lustig gemacht. Jetzt aber war London selbst gezwungen, eine Demütigung über sich ergehen zu lassen, die Chicago niemals kennengelernt hatte — durch einen Banditen, der seine Opfer als Geiseln festhielt und sie unweigerlich umbrachte, wenn das Lösegeld nicht bezahlt wurde. In den letzten vier Monaten hatte er allein fünf Menschen — drei Frauen und zwei Männer — getötet und acht erfolgreiche Erpressungen begangen, bei denen das Lösegeld entrichtet wurde und die Opfer unversehrt zurückkehrten. Diejenigen, die das Mißgeschick betroffen hatte, die Stimme des Räubers zu vernehmen, beschrieben sie als sehr leise und „verschleiert“. Infolge dieser Heiserkeit hatte man ihm den Beinamen „Der Wisperer“ gegeben — und dieser Name war sogar bis in die öffentlichen Bekanntmachungen gedrungen, die in der Folge einander jagten.

Das junge Mädchen gab nicht sofort Antwort. Ihr Begleiter betrachtete sie still — ihr Haar, von zartem Silberblond, ihre großen, grauen Augen und ihren Teint, der wie Milch und Blut aussah. „Ich rege mich gar nicht darüber auf“, sagte sie dann, „aber das Ganze hat doch so etwas von einem drohenden Verhängnis an sich, findest du nicht? Man fühlt es förmlich, wie sich alle Menschen in Gedanken damit beschäftigen. Es ist gerade so, als fragten mich die meisten, ob sie das nächstemal nun wohl selbst an die Reihe kommen werden.“

„Möglich! Aber vergiß nicht, daß sich der Wisperer immer nur reiche Leute herausgreift. Du und ich — wir sind in der Beziehung ja ziemlich in Sicherheit. Übrigens erinnert mich das . . .“

„Woran denn?“

„Ach, nichts weiter. Ich habe schon den ganzen Tag darüber nachgedacht. Wie reich müßten wir wohl sein — im Mindestfalle —, bevor wir an eine Heirat denken können?“

„Das ist aber nicht recht von dir, Roly, so zu reden“, erwiderte sie. „Schon die Hälfte deines jetzigen Gehaltes würde schließlich genügen — vorausgesetzt, daß du auf all deine altmodischen Einwendungen gegen die weitere Ausübung meines Berufes verzichtest. Aber wir haben doch ausdrücklich ausgemacht, daß wir lieber noch warten wollen.“

„Na — wie denkst du darüber, wenn ich statt meines halben Gehaltes künftig das Doppelte hätte?“

„Aber Roly — was soll denn das heißen?“

„Das heißt, daß „Old Glassy“ mich vom nächsten Monat an auf sechstausend Pfund jährlich heraufgesetzt hat. Er will nämlich jetzt mehr Zeit auf seine parlamentarischen Verpflichtungen und auf die Wohlfahrtsangelegenheiten verwenden und deshalb fortan die Arbeiten für die Stadtverwaltung mehr in meine Hände legen!“

„Was du nicht sagst! Das ist ja wunderbar!“

„Nicht wahr?“

„Aber es hat auch mehr als eine halbe Stunde gedauert, bis er es glücklich herausgequetscht hatte. Ich habe dir ja schon oft von seiner umständlichen Art erzählt, die einen manchmal geradezu nervös machen kann . . .“

„O du — wenn wir meine dreihundert dazulegen, dann sind wir ja die reinen Großkapitalisten!"

„Na also — wie denkst du darüber, wollen wir morgen gleich das Aufgebot bestellen?"

„Aber Roland — das geht doch nicht! Bis zu meinem Urlaub müssen wir wenigstens noch warten! Vor September ist gar nicht daran zu denken!"

Es folgte noch eine lange Erörterung zwischen den beiden jungen Leuten. Aber das Mädchen blieb unerschütterlich, so sehr sie Roland auch bestürmte. Joyce Merrow war von Beruf Modezeichnerin. Sie hatte sich durch ihre sauberen Zeichnungen schon einen ganz hübschen kleinen Ruf erworben. Aber in dem großen Hause, in dem sie angestellt war, galt sie noch immer als Anfängerin.

„Na, da kann man nichts machen — man muß eben sehen, wie man sich abfindet", knurrte Roland noch ein bißchen verstimmt. „Übrigens, „Old Glassy" weiß von meinen Heiratsabsichten. Er hat mich gebeten, einmal eine Verabredung zum Diner zu treffen, damit er Gelegenheit hat, dich auch kennenzulernen."

„Er scheint doch eigentlich ein ganz netter Kerl zu sein! Wenn ich ihn kennenlerne — soll ich ihm dann für die Gehaltsaufbesserung danken?"

„Lieber nicht . . . Wenn du ihn kennenlernst, Kindchen, dann verhalte dich erst noch einmal ein bißchen abwartend, denn er hat nämlich recht sonderbare Manieren und fällt öffentlich und privat dadurch auf, daß er oft den schauerlichsten Blödsinn schwatzt. Aber sieh ihn dir einmal selbst an! Mitglied des Parlaments, Philanthrop und ein großes Tier in der Stadtverwaltung — er hat überall Zutritt und kennt alle Welt. Dabei ist er im Grunde ein großer Esel — aber dumm ist er auch wieder nicht, verstehst du mich . . . Na, komm, es ist Zeit, daß wir zu Struddicks „Gesellschaftsabend" gehen."

Sie durchquerten die Halle, ohne zu bemerken, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie waren aber auch wirklich ein auffallend schönes Paar. Roland war hochgewachsen, dunkel und besaß die raschen, federnden Bewegungen des geübten Sportsmannes. Ihr aufrechter Gang, ihre sichere Haltung ließen niemanden ahnen, daß sie eigentlich nur arme Angestellte waren. Außerdem hatte Joyce in ihrem Beruf als Modezeichnerin häufig Gelegenheit zu besonders vorteilhaften Einkäufen. Dabei wußte sie sehr klug zu wählen, und ihre Kleidung, die obendrein stets von feinstem Stoff war, unterstrich noch ihre natürliche Anmut und Frische.

Als sie gerade im Begriffe waren, eine Autodroschke zu besteigen, kam ein Zeitungsjunge gelaufen und schrie ihnen beinahe in die Ohren: „Das Neueste vom Wisperer".

„Ich habe es schon gelesen — es ist nichts Besonderes weiter", sagte Roland, „bloß so ein Schmus über einen großen deutschen Gelehrten, der herübergekommen ist, um Scotland Yard zu helfen."

Struddick war ein aufstrebender, junger Musiker, der bis zum späten Abend Musikunterricht gab und niemals vor zehn Uhr nachts frei war. Dann aber verwandelte sich sein Arbeitsraum in eine Art Tanzdiele für seine Freunde, die das Bedürfnis fühlten, ihn zu überfallen. Punkt zwölf Uhr begann er, mit einer Riesenpeitsche zu knallen und hörte nicht eher auf, bis der letzte seiner Gäste geflüchtet war. Es war ein stiller, heiterer Juniabend, und nach Schluß der Gesellschaft schlug Joyce vor, zu Fuß nach Hause zu gehen. Um dreiviertel ein Uhr erreichten sie den Block mit den bescheidenen Mietshäusern in Bloomsbury, in dem Joyce eine kleine Drei-Zimmer-Wohnung mit einer Kollegin teilte. Tagsüber pflegten sich diese Häuser mit einem Pförtner großzutun. Aber Punkt zehn Uhr abends legte er sein Amt nieder, und die Haustür wurde geschlossen. Roland ließ sich von Joyce die Schlüssel geben und öffnete das Tor. Dann sah er sich um. Die Straße war jetzt vollkommen menschenleer. Nur in einer Entfernung von etwa fünfzig Metern parkte eine vereinzelte Limousine.

„Gute Nacht, Liebling. Es ist doch eine verdammt lange Zeit bis zum September: Aber es bleibt ja wohl nichts weiter übrig, als bis dahin zu warten. Komm, sei kein Frosch — niemand kann uns sehen . . ." Das Mädchen sträubte sich leise, während Roland sie zärtlich an sich drückte. Er küßte sie und gab sie dann wieder frei. Sodann ließ er sie eintreten und gab ihr die Schlüssel zurück. Mit einem letzten „Gute Nacht" machte er kehrt und trabte seiner eigenen Behausung zu.

*

Joyces Wohnung lag im vierten Stockwerk des Hauses. Auf jedem Treppenabsatz brannte das Licht gewöhnlich die ganze Nacht hindurch. Aber als sie den ersten Absatz erreicht hatte, sah sie, daß das Licht im darüberliegenden Stockwerk ausgegangen war. Wahrscheinlich hatte die Birne versagt; denn als sie weiter emporblickte, bemerkte sie, daß im dritten und vierten Stock das Licht wieder brannte. Nun, sie kannte ja ihren Weg gut genug, um ihn auch im Dunkeln zu finden. Und doch war ihr in so später Stunde etwas unbehaglich zumute.

Also weiter, vom ersten Absatz empor, soweit das Licht noch reichte — und dann kam die Wendung ins Dunkle.

Als sie gerade auf dem Treppenabsatz angelangt war, fühlte sie sich plötzlich von hinten ergriffen, und eine behandschuhte Hand verschloß ihr den Mund.

„Ich werde Ihnen nichts zuleide tun — aber Sie dürfen nicht schreien! Es kostete Lady Doucester das Leben, daß sie zu schreien versuchte. Ich müßte auch Sie töten, wenn Sie mir nicht gehorchten. Aber ich werde Ihnen kein Härchen krümmen, wenn Sie sich genau nach dem richten, was ich Ihnen sage. Halten Sie jetzt ganz still!"

Sie wurde losgelassen und stand einen Augenblick lang schwankend da, während sie sich mit einer Hand am Treppengeländer festhielt. Und schon fuhr die Stimme fort:

„Halten Sie jetzt Ihren Kopf still — ich setze Ihnen eine Brille auf. Sie sieht genau aus wie jede andere Brille, aber Sie selbst werden dadurch nichts mehr erkennen können. Bleiben Sie ganz ruhig!" Ein paar Finger fuhren ihr ins Haar und befestigten die Brille.

„Auf keinen Fall die Brille berühren — ist das klar, Miß Merrow?"

„Ja."

„Gut, nun will ich Ihnen die Treppe hinabhelfen." Die Hand faßte sie leicht am Arm. So stieg sie die Treppe hinab — an der Seite ihres Entführers. Durch die Brille konnte sie nur etwas Licht wahrnehmen, aber nichts weiter unterscheiden.

Die Haustür wurde geöffnet. Der Fremde führte sie noch etwa fünfzig Meter weit die Straße entlang. Dann sagte er:

„Bücken Sie sich — jetzt steigen wir in einen Wagen."

(Fortsetzung folgt.)

Gespräch mit dem Geburtstagsmann

Skizze von H. W. Graf.

Am Abend vor ihrem fünften Geburtstag ging die kleine Gritt mit glühenden Bäckchen zu Bett. Ihre blanken, aufmerksamen Augen schimmerten feucht, während sie ihr Nachtgebetlein sprach, und gleich hinter dem Amen purzelten viele Fragen nach dem Geburtstagsmann aus ihrem überwachen Mäulchen. Die Mutter mußte ihr erzählen, daß der Geburtstagsmann ein guter, ganz alter Zwerg sei, mit einem Bart, so lang bis auf die Erde, und einer großen Ledertasche für die Geschenke, die er den Kindern bringt. Gritt fragte, ob er aus der Stadt oder aus dem Himmel käme, mit einem Auto, oder wie? Als sie endlich eingeschlafen war, meinte die Mutter, das Kind habe wohl ein wenig Fieber vor Freude.

Mitten in der Nacht wachte Gritt auf. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie in der Nacht die Augen aufschlug und wirklich wach war. Sie erwachte mit einem richtigen kleinen Schreck. Das Zimmer war dämmerig und kühl, der Wind bauschte die Vorhänge am offenen Fenster, im Garten rauschten die Bäume, und das Mondlicht warf die Schatten der schwankenden Äste auf das segelnde Leinen. Die messingnen Knaufe am Bettgestellchen schauten aus, als trügen sie inwendig kleine Laternen, und Gritt richtete sich in ihren Kissen auf, um sie zu betrachten. In diesem Augenblick fiel ihr ein, daß es die Nacht vor ihrem Geburtstag sei, und sie hätte gern gewußt, ob der Geburtstagsmann vielleicht gerade jetzt in der Wohnstube arbeite.

Das Kind kletterte aus seinem Bettchen und setzte die nackten Füßchen auf die kühlen Dielen. Es dachte an Jochen, den Brummbär, an Rotkäppchen und an den Wolf, an die Puppe Ingrid und an den Mann im Mond. Es lief zum Fenster, um ihn zu sehen. Aber der Mond war auf der anderen Seite des Nachbarhauses. Man konnte nur sein Licht sehen, wie es auf den Telephondrähten spielte. Und in diesem Augenblick beschloß das Kind, mit dem Geburtstagsmann zu telephonieren! So, wie es bisweilen mit dem Vater in der Fabrik telephonierte. Es war so sehr glücklich bei diesem Entschluß, daß es einen winzigen Seufzer tat und sofort in Vaters Arbeitszimmer lief. Um ein Haar hätte es übrigens die dicke Tür nicht aufbekommen!

Im Herrenzimmer war es ganz und gar dunkel. Gritt stieß ihr rechtes Knichen, als sie auf den Drehstuhl kletterte. Sie kauerte nieder und bließ auf die wehe Stelle. „Heile, heile", flüsterte sie dabei, und dann war es denn auch schon wieder gut.

Der Hörer des Fernsprechers war schwer, Gritt mußte beide Händchen nehmen, um ihn zu halten, und die Muschel blinkte so lustig, daß Gritt sich freute, ihr Öhrchen an etwas so Schönes kuscheln zu können. Sie lauschte mit einem frohen Lächeln auf das feine Brummen in der Leitung, und als das Amt sich meldete, sagte sie ganz ruhig und fest: „Bitte, ich möchte mit dem Geburtstagsmann sprechen!" — „Wer bist du denn?" fragte das Amt. „Ich heiße Gritt Kempke, ich habe morgen Geburtstag", sagte das Kind.

Es dauerte eine Weile, dann kam der Geburtstagsmann! Er hatte eine gute, liebe Stimme, wie Mutti fast. Er lachte ein wenig und fragte, ob Gritt denn nicht schlafen wolle, ob sie ganz allein sei, ob Mutti schon schliefe. Gritt antwortete höflich und sagte alles so, wie es war. Ihr Stimmchen quirlte hell und glücklich in die Sprechmuschel hinein, und ihr Herzchen schlug hoch und stark von einer tollen Freude. Ihre Hände hielten den Fernsprecher wie eine liebe, wunderschöne Puppe, die man immerfort streichelt, und ihre Beinchen strampelten bei alle dem, als stecke in ihnen noch eine besondere Freude, auf die sie zulief.

Der Geburtstagsmann fragte, was er denn nun bringen solle, und Gritt plapperte alle ihre Wünsche durcheinander. Sie wünschte sich viel, zuerst eine Puppe und einen Roller und einen Herd und eine Taschenlampe und einen großen Spiegel. Sie geriet in einen Rausch des Wünschens und erbat Dinge, die es in Wirklichkeit gar nicht haben wollte, ein Rotkäppchen und ein Pfefferkuchenhaus und eine Burg aus Gold und ein Pferd und viele Soldaten und einen Baum und zwei Bähschafe und ein Auto und ein Rehchen. Und als das Kind sein ganzes Herzchen leergewünscht hatte, war es so glücklich, als besäße es alles, was es sich erbeten hatte, und stände nun davor, unfähig, alles zu fassen, ganz hohl von Wunschlosigkeit und ganz voll von Glück. Es hängte den Hörer an, ohne dem Geburtstagsmann recht „Gutenacht" gesagt zu haben. Es lief aus dem Zimmer und in sein Bettchen und schlief sofort ein. — —

Am anderen Morgen wurde Gritts Vater angerufen. Es war eine freundliche Frauenstimme am Apparat. Sie hieße Auguste Krohn, sagte die Frauenstimme. Auguste Krohn, Vermittlungsbeamtin auf dem Fernsprechamt III. In der Nacht habe die kleine Gritt angerufen und nach dem Geburtstagsmann gefragt, sagte Fräulein Krohn. Sie habe dann getan, als ob sie der Geburtstagsmann sei! Gritt wünschte sich sehr viel, hauptsächlich eine Puppe und einen Roller, einen Herd und eine Taschenlampe.

Es sei alles da, ausgenommen die Taschenlampe, sagte der Vater. Er werde dem Kind seine eigene Lampe geben, fügte er hinzu. Er hielt die Sprechmuschel einen Augenblick mit der Hand zu, sprach mit der Mutter und lud Fräulein Krohn dann zum Kaffee ein.

Sie kam am Nachmittag, und Gritt zeigte ihre Geschenke, den Roller, den Herd, die Taschenlampe und die Puppe. „Haben Sie vielleicht einmal mit dem Geburtstagsmann telephoniert?" fragte die kleine Gritt, während sie auf Fräulein Krohns Schoß kletterte. — „Nein, noch nie!" antwortete Fräulein Krohn und legte ihren Arm für einen Augenblick um den Körper des Kindes. — „Aber ich!" strahlte die kleine, ahnungslose Gritt. Und ein glückhaftes Leuchten lag in ihren Augen.

Die Geschichte vom Wasserträger Wu und der kleinen Li.

Chinesische Skizze von A. Steininger-Graz.

„Wasser . . .! Helles klares Wasser!" Wie ein wohltönender Bronzegong klingt die Stimme des Wasserverkäufers durch die engen Gassen der Chinesenstadt, die vom Geruch der Garküchen und der verfaulenden Abfälle der Gosse erfüllt sind.

Der Donner der japanischen Schiffsgeschütze übertönt seinen Ruf. Aufgeregte Menschen stehen vor den Reispapierplakaten, die an den Straßenecken niederhängen und zum Eintritt in die Armee auffordern. Der bunte Holzschnitt zeigt einen Japaner, der mit den Eßstäbchen in die chinesische Reisschale langt.

„Kauft Wasser . . .!" Wus Ruf verhallt unbeachtet. Doch was tut das, wenn ihn nur die Tochter des Silberschmiedes Weng hört, der dort am Ende der Gasse seinen offenen Laden hat? Wie einen Augapfel hütet der Alte sein Kind. Nur durch ein niedriges Schiebefenster darf Li den kupfernen Kessel zum Füllen auf die Straße reichen. Wu kann nichts weiter als ihre Hände sehen, die kleinen schmalen Hände; doch manchmal, wenn sie ihm die durchlochte Käschmünze reicht, begegnen sich ihre Finger. Dann fühlt er, daß Li unter dieser Berührung erzittert wie eine Lilie im Maienlufthauch. Oh, warum ist er nur ein armer Wasserverkäufer! Nie wird ihm der reiche Silberschmied seine Tochter zur Frau geben. —

Bomben über Tschapei. Schreckerstarrte Nacht — erfüllt vom Knattern der Flugzeugmotore und von tausend himmelwärts gischtenden Explosionen. Brände flackern auf, springen von Gasse zu Gasse. Wie gefräßige Ungeheuer verschlingen die helloderden Flammendrachen das Holzfachwerk der Verkaufsbuden und die buntbemalten Schriftfahnen, die im feurigen Winde emporflattern.

Wie von Millionen böser Geister gehetzt flüchtet die Menge durch den todspeienden Eisenhagel der krepierenden Bomben, tritt rücksichtslos zu Boden, was nicht mitkann. Die verzweifelten Schreie der Gestürzten gellen grell zum blutroten Himmel.

Nur einer kämpft, eng an die Mauer gedrückt, gegen den Strom. Das ist Wu. Wenige Schritte trennen ihn noch von der Behausung des Silberschmiedes, doch die Sturzflut der Fliehenden reißt ihn immer wieder zurück.

Da — ein ohrenbetäubendes Aufheulen und donnerndes Bersten. Menschenleiber, Mauerwerk und Holztrümmer wirbeln durch die Luft. Der Druck der Explosion hat Wu an die Wand geschmettert, doch er fühlt es kaum. Sein einziger Gedanke ist Li. Über Trümmer und verstümmelte Leichen hinweg bahnt er sich den Weg. Wengs Haus ist unversehrt, doch der Silberschmied selbst liegt langhingestreckt auf dem Boden seiner offenen Werkstatt, noch im Todeskrampf das filigrane Schmuckstück umklammernd, an dem er gearbeitet. Zu seinen Häupten kauert Li, ihr Antlitz in namenlosem Schmerz an seiner Brust vergraben. Leise berührt Wu ihre Schulter.

Mit leeren leiderstarrten Augen sieht sie auf. Sie erkennt ihn nicht. Ihre Augensterne sind ausdruckslos, als wären sie blind.

Tobendes Heulen, donnerndes Krachen, stürzende Lehmziegelmauern und schwirrender Splitterregen. Da reißt er sie hoch und trägt sie auf seinen starken Armen aus dieser Hölle. —

Die Nacht des Grauens ist für Wu zur Nacht des Glücks geworden. In einer schmalen Ausfallspforte der Stadtmauer haben sie Schutz gefunden. Die Tochter des reichen Silberschmiedes ruht in der Obhut des Wasserträgers. Sie schläft. Er wagt nicht, sich zu rühren. Er fühlt, wie sich ihre junge Brust bei jedem Atemzuge hebt, spürt den Hauch ihres Mundes wie den Duft einer Rosenblüte. Das Licht des werdenden Tages ruht auf ihrem Antlitz. Eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Palast könnte nicht schöner sein. Ihre geschlossenen Augenlider sind von langen, dunklen Wimpern überschattet. Ihr roter Mund ist wie aus Rubin geschnitten.

Nun öffnet sie die Augen. Ihre hellen Bernsteinsterne blicken lächelnd zu ihm auf. Doch jäh umwölken sie sich. Wie eine Sturzsee bricht die Erinnerung an all das Schreckliche über sie herein. Ihre Hand umklammert bittend

seinen Arm. „Sag, daß es nicht wahr ist, Wu! Sag, war es nicht nur ein Traum?“

Hilflos streicht er über ihr dunkles Haar. „Arme, kleine Blume!“ sagt er leise.

Da birgt sie wild aufschluchzend ihr Gesicht an seiner Brust. —

Schälchen mit Tee und gesottenem Reis stehen auf dem Sarg, damit der Tote nicht hungere. Weihrauch brennt vor den Ahnentafeln. In weiten Trauergewändern aus weißer Seide kniet Li vor der Totentruhe. Doch das Heulen der Granaten und das Knattern der Gewehre verwirrt ihr Gebet. Auch Wu ist unter den Kämpfenden. Bei jedem Geschoßeinschlag pocht ihr Herz in entsetzlicher Angst um sein Leben. Dann schlägt sie sich an der harten Kante des Sarges die Stirne blutig und fleht zu dem Toten: „Weng, letzter deiner Ahnen, schirme das Leben des Wasserträgers Wu!“

Näher und näher tobt der Lärm der Schlacht. Durch die dünnen Wände des Hauses hört Li, wie die Nachbarn ihre geringe Habe zusammenpacken. Eine Hand pocht an die lehmbeworfene Scheidewand aus Rohrgeflecht: „Tochter Wengs, flieh! Die Japaner dringen in die Stadt.“

Von der Gasse tönt das Getrappel vorbeihastender Füße in die Stille des Raumes. Das Weinen aus dem Schlaf gerissener Kinder und die Flüche der Männer vermischen sich mit dem Klappern der Holzsandalen.

Und nun ist wieder Stille. Umso lauter knattert das Gewehrfeuer. Eine qualvolle Angst erfaßt Li. Jede dieser Kugeln kann dem Leben Wus gelten.

Ein Windstoß schlägt die Bastmatte zurück, die den Raum abschließt. Nein, es ist nicht der Wind. Ein Mann steht in der Türöffnung, hält sich taumelnd wie nach atemlosem Lauf an dem Türpfosten fest. Li ist aufgesprungen.

„Wu!“ ruft sie und kann es nicht fassen. Ungläubig, als fürchte sie, daß es nur sein Geist sei, betastet sie seine Brust, greift in ein nasses klebriges Etwas. Blut . . .!

„Sie haben dich verwundet!“ Ihre Stimme zittert, ihre Hände wollen helfen.

„Fort, fort, ehe sie kommen!“ wehrt er ab und drängt sie zur Tür.

Doch es ist zu spät. Schon bricht eine japanische Sturmkolonne in die Gasse, vereinzelt Widerstand leistende Chinesen vor sich hertreibend. Mit gefälltem Bajonett fegen sie die Straße rein. Einer schlägt das Gewehr auf Wu an, dessen hohe Gestalt sich im Türrahmen gegen den hellbeleuchteten Hintergrund abhebt. Schützend wirft sich Li dazwischen. Der Schuß blitzt auf. Von einer Kugel durchbohrt sinken die Liebenden zu Boden.

Durch die Straßen tobt der Kampf weiter.



Bunte Chronik

Meisterstück eines Chirurgen.

Ein merkwürdiger Vorfall hat sich in einem dänischen Krankenhause ereignet. Ein kleines Mädel von acht Jahren, die Tochter eines Elektrikers in Sakskőbing, spielte mit dem Nähzeugkasten der Mutter und verschluckte bei dieser Spielerei eine offene Sicherheitsnadel. Der herbeigeholte Arzt wagte nichts zu unternehmen und brachte das Kind in seinem Auto zum Maribo-Krankenhaus. Hier machten die Fachärzte sofort eine Röntgenaufnahme, deren photographische Platte ergab, daß die offene Nadel ganz tief in der Speiseröhre saß, also an einer besonders gefährlichen Stelle. Die Ärzteschaft hielt eine Konferenz ab, doch niemand wagte, das Kind zu operieren. Irgendetwas mußte aber sofort geschehen, und so brachte man das Mädchen im Auto zum Hospital der Josephsschwestern in Nykőbing, an dem ein berühmter Halsspezialist wirkt. Dieser Mann beschloß ebenfalls, ohne Operation an die Sache heranzugehen — wie, das war sein Geheimnis. Jedenfalls glückte es ihm, die offene Sicherheitsnadel tief in der Speiseröhre regelrecht zu schließen und sie dann mit Hilfe eines Röhrchens und einer Zange vorsichtig aus dem Hals zu bugsieren, ohne dem Mädchen zu schaden.

Spinnen als Lassowerfer.

In einigen Gegenden Nordamerikas kommt eine Spinnenart vor, die sich zur Erbeutung ihrer Opfer einer ganz eigenartigen Fangmethode bedient. Die Spinne verfertigt eine regelrechte „Bola“, einen Lasso mit einer Kugel. Sie geht dabei so zu Werke, daß sie den etwa 5 Zentimeter langen gewöhnlichen Spinnfaden mit einer aus dem Hinterleibe ausgeschwitzten klebrigen Masse umhüllt und zu einem kleinen Kügelchen aufrollt. Dieses Kügelchen wird dann mit einem besonderen Faden versehen, und der Lasso ist fertig. Die Herstellung einer solchen Bola erfordert etwa eine halbe Minute. Nun begibt sich die Spinne auf die Jagd. Mit den Beinen der einen Seite hält sie sich an dem Faden fest, an dessen Ende das Kügelchen pendelt, die übrigen Beine schweben frei in der Luft bis auf eines der langen Vorderbeine, das den Faden des Lassos wurfbereit hält. Naht jetzt ein Opfer, etwa eine schwärmende Motte, so wird das den Lasso haltende Bein kurz zurückgezogen und mit einem Ruck gegen das Insekt vorgeschleudert. Mit fast unfehlbarer Sicherheit trifft das Kügelchen die Motte, die dann rettungslos gefangen ist. Je mehr sie flattert, desto fester verstrickt sie sich in der klebrigen Masse. Jetzt tötet die Spinne das Opfer mit einem Giftbiß, webt es ein und saugt es dann aus. Die Spinne pflegt, um die Motten anzulocken, als Jagdgebiet stets die Nähe größerer Blüten zu wählen. Wenn das Tier längere Zeit vergebens auf Beute lauern muß, so wird das Kügelchen, das an der Luft nach einem gewissen Zeitraum seine Klebrigkeit verliert, hochgezogen und von der Spinne verzehrt.

*

Ein Leuchtturmwächter vom Irrsinn befallen.

Der Leuchtturmwächter Padelec, der auf dem kleinen Leuchtturm von Kerroch in der Nähe von Loriant den Dienst versah, erlitt in der Nacht plötzlich einen Wahnsinnsausbruch. Padelec ist schwerkriegsverletzt und hatte schon öfter unter vorübergehenden Gedächtnisstörungen zu leiden. In der Nacht, als seine Frau und seine beiden Kinder in tiefem Schlaf lagen, legte er auf dem Boden seines kleinen Wohnhauses Feuer an, nachdem er alle brennbaren Gegenstände mit Petroleum übergossen hatte. Nur mit knapper Not konnten sich Frau und Kinder vor dem Tode retten. Der bedauernswerte Irre mußte von den schnell herbeigerufenen Gendarmen gefesselt und mit Gewalt fortgebracht werden. Er erkannte seine Frau und seine Kinder nicht mehr und erklärte unter wilden Verwünschungen, daß er das ganze Dorf in Brand setzen werde.



Lustige Ecke

Varietékunst.



„Also, Mensch, ich habe mir eine saubere Nummer ausgedacht, das mußte hören. Also ich mach' 'n Handstand — weißte? Mit der Näse blase ich Mundharmonika, mit den Augen blinkere ich einen Nagel aus 'n Eichenbrett, mit einen Been schäle ich mir 'ne Apfelsine ab, und mit dem andern Been spiele ich die Neunte Symphonie uff d' Xylophon!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg